

Katharina Meiser

„Aber wir sollen uns nicht beruhigen!“
Nachruf auf Ilse Aichinger

Sie hat sich in die Literaturgeschichte mit Texten eingeschrieben, die nicht eingängig sind, sich in keiner Weise in eine literarische Schule einordnen lassen. Hermetisch, enigmatisch, opak, bizarr scheint ihr literarisches Erbe. Es macht das Widerständige, Paradoxe und Absurde der Existenz so eindrücklich bewusst, dass es am Ende nur diese Bewusstheit selbst sein kann, aus der noch Hoffnung erwächst. Der in jedem Augenblick erlebten absurden Existenz begegnete Aichinger mit einer bescheidenen, in poetischer Hinsicht aber nur scheinbar leisen Revolte der Hoffnung. „Immer wird es notwendig sein“, erklärte sie in ihrer Rede an die Jugend anlässlich der Entgegennahme des Weilheimer Literaturpreises 1988, „die Träume aus dem Schlaf zu holen, sie der Ernüchterung auszusetzen und sich ihnen doch anzuvertrauen. Immer wird es ein Grat sein, der zu begehen ist. [...] Das heißt, auf der geduldigen, aber niemals einzuschläfernden Suche bleiben, die Freude immer erhoffen, aber diese Hoffnung nie bestechlich werden zu lassen.“ Das Programmatisch-Engagierte lag ihr nicht; im Leben nicht und nicht in der Kunst. Ihr Roman *Die größere Hoffnung* (1948) und die ein Jahr später erschienene *Spiegelgeschichte*, für die sie 1952 den Preis der Gruppe 47 erhielt, avancierten gerade deshalb schnell zu modernen Klassikern. Sie gelten als Signum einer ‚neuen Literatur‘, die in ihrer Autarkie und Singularität radikal mit den ästhetischen Prämissen der Vorkriegszeit bricht, ohne sich in Benn'scher Manier in eine geschichtsferne Ästhetik zu flüchten. Aichingers innovatives Erzählen impliziert die zeitgeschichtliche Dimension, ohne sie allerdings normativ zu fixieren. Denn Aichinger wollte die Kardinalfragen der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht offensiv diskutieren, wollte sie keiner moralisierenden Perspektive unterstellen, wohl aber ihre (Auf-)Dringlichkeit abbilden.

Nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland lebte die Halbjüdin Aichinger mit der täglichen Angst vor der Deportation, musste im Mai 1942 dem Abtransport ihrer geliebten Großmutter ins Lager nach Minsk zusehen – und stützte sich dennoch auf den Weg jener ‚größeren Hoffnung‘, dass es „ruhig den Kopf kosten“ könne, „wenn es nur nicht das Herz kostete“. Nach dem Krieg widersetzte sie sich dem schnellen Zurückfinden ihrer Landesgenossen in einen vermeintlichen Nachkriegsalltag – und schrieb den Aufruf zum Mißtrauen (1946), mit dem sie lakonisch zur kontinuierlichen Auseinandersetzung mit vermeintlichen Normativitäten aufforderte: „Und wir beruhigen uns wieder. Aber wir sollen uns nicht beruhigen!“ Nach Beginn ihres Medizinstudiums brachte sie ihre Erlebnisse in Nazi-Wien zu Papier – und wurde nicht Ärztin, sondern mit ihrem Roman Die größere Hoffnung eine der wichtigsten poetischen Stimmen Österreichs. Und dies, ohne viel zu sagen. Denn ihre (historisch wie poetisch verstandene) ‚Geschichte‘ spricht eine karge, dem Erklären widerständige Sprache. Eine Sprache, die die Kluft zwischen Existenz und vermeintlicher Wirklichkeit hervorkehrt. Aichinger löst ‚die Geschichte‘ aus ihrem konkreten Zusammenhang und unterläuft mit ihrem parabelhaften, spröden und zugleich bildgewaltigen Erzählstil jeden baren Realismus. Angst, Bedrohung, Ausgrenzung und Demütigung, die ihr Alter Ego Ellen in Die größere Hoffnung gemeinsam mit den anderen „Kindern mit den falschen Großeltern“ erlebt, erhalten bei Aichinger gerade dadurch eine so scharfe Konturierung, dass die Kinder als Opfer ihren Tätern die Hoffnung voraus haben. Die unaufhebbare Dialektik von existentiell Nihilismus und existenzsichernder, trotztender Hoffnung war für Aichinger nur in ambivalente Sprachbilder zu übersetzen, die, so ‚leise‘ sie auch formuliert sind, einer ‚ruhigen‘ Existenz entgegenstehen. „Ich will den Hafer im Sand der Ebbe säen und in verbrannten Scheunen ernten, und ich will Burgen bauen, der Flut zum Fraß. Ich will ein Narr für meinen König sein, ich will in seinen traurigen Gärten lustwandeln, ich will geborgen sein in seiner Flucht“, heißt es unaufgeregt in der frühen Erzählung mit dem für Aichingers Werk beinahe poetologisch anmutenden Titel Rede unter dem Galgen.

Aichinger gefiel sich in der kleinen Form. Ihr Erstlingsroman blieb ihr einziger, wohl auch deshalb, weil sie zunehmend jeder Linearität und Kausalität misstraute. Man könne nicht von ihr verlangen, Zusammenhänge herzustellen, solange sie vermeidbar sind, fand sie. Das galt für ihre Erzählungen und Prosaskizzen, ihre Gedichte, Dialoge und Hörspiele gleichermaßen. Dem frühen Erzählband *Der Gefesselte* (1953), der unter anderem die berühmte Spiegelgeschichte enthält, folgen die 1957 in dem Band *Zu keiner Stunde* versammelten kleinen Szenen und Dialoge, mit denen Aichinger die Wirklichkeit pointiert konterkariert. Die Erzählungen des zweiten Erzählbandes *Eliza Eliza* (1965) loten die Spielräume der Wahrnehmung und Darstellung so nüchtern aus, dass die sprachlich-lakonische Destruktion von Wahrnehmungsmustern die Frage nach dem angemessenen ‚Gegen-Blick‘ immer gleich mitformuliert – und offen lässt: „Ich sehe täglich einen grünen Esel über die Eisenbahnbrücke gehen, seine Hufe klappern auf den Bohlen, sein Kopf ragt über das Geländer. Ich weiß nicht, woher er kommt, ich konnte es noch nie beobachten“ – so beginnt die Erzählung *Mein grüner Esel*. Ob diese „Welt und diese Gesellschaft, in der die Wertmaßstäbe der Effektivität, der ungeduldigen Nützlichkeit ausschließlich zu werden drohen“, ihre Chancen nicht vielleicht gerade bei denen haben könne, „die sie unnütz nennt“, ist die zentrale Frage, die sich Aichingers letztes Hörspiel *Gare maritime* (1976) stellt – ohne sie freilich zu beantworten.

Aichinger fiel es zunehmend schwer, sich die Worte immer wieder neu zu erkämpfen in einer Zeit, die sie als „ungeheuer unscharf“ wahrnahm, weil die Worte sich der Welt bemächtigten und dadurch unbrauchbar würden. Der Erzählband *Schlechte Wörter* (1976) bildet dieses Ringen paradigmatisch ab. 1978 erscheint der Lyrikband *Verschenkter Rat*, der noch einmal pointiert den Widerstand gegen die vermeintliche Ruhe ausspielt. *Kleist, Moos, Fasane* (1987) enthält dann nur noch Kürzestprosa und biographisch geprägte Miniskizzen wie diese: „Die Unfähigkeit zu leben bis zum Ende ausspielen. / Keine Zeit, um genug Angst zu haben. / Ich bin nicht mehr gefaßt darauf, geboren zu sein. / Versuchen, in diesen tödlichen Augenblicken

zu Hause zu sein.“ Dieses Credo versuchte Aichinger allerdings erst nach langer Abstinenz aus der Literatur wieder poetisch fruchtbar zu machen. Mit Film und Verhängnis. Blitzlichter auf mein Leben erschien 2001 ein Konglomerat ihrer Erinnerungen, im selben Jahr knüpft sie in Kurzschlüsse. Wien ihre Lebensereignisse an die Topographie der Stadt Wien. Ihr Duktus ist nicht mehr so harsch, das erinnernde Erzählen ist versöhnlicher. Der ‚Wirklichkeit‘ nimmt Aichinger aber noch immer nichts ab, bevor sie sie nicht beunruhigt und zu ihrer ganz eigenen gemacht hat.

Seit Hans Weigel, der Förderer der jungen Schriftstellergeneration, ihr mit ihrem Roman eine Vorstellung beim S. Fischer Verlag empfohlen hatte, war Aichinger Fischer-Autorin und arbeitete dort zeitweise als angestellte Lektorin. Ihr Werk liegt in einer achtbändigen Werkausgabe vor, herausgegeben von Richard Reichensperger. Er, der um vierzig Jahre Jüngere, war es gewesen, der sie in den neunziger Jahren ermutigt hatte, wieder zu schreiben. ‚Ricc‘ war Aichingers täglicher Begleiter auf ihren Wegen in das von ihr so verehrte Kino („der Ort, wo man noch etwas wahrnimmt“) und ins Café Demel, wo sie seit 2000 jeden Donnerstag für die Wiener Tageszeitung Der Standard ein sogenanntes Reisefeuilleton verfasste. Reisen, das sind in diesem Fall Entdeckungen gegen die Ruhe des Alltags – nachzulesen in dem 2005 erschienenen Band Unglaubliche Reisen, den Reichensperger nicht mehr herausgeben konnte. Er starb 2004 mit nur 43 Jahren durch einen tragischen Unfall. Dass das Leben unweigerlich zu Ende geht, hat Aichinger früh erfahren, als ihre Großmutter und die jüngeren Geschwister der Mutter ins Vernichtungslager deportiert wurden. Ihr Mann Günter Eich, den sie bei den Treffen der Gruppe 47 kennengelernt und 1953 geheiratet hatte, starb 1972 mit nur 65 Jahren, 1998 kam ihr Sohn Clemens bei einem Unfall ums Leben. – Gründe genug, das Leben vom Ende her zu denken: „So aber bist du, bist, weil du vergehst, weil du gewesen bist, darum wirst du sein“, erklärt die erzählende Instanz in ihrer Rede unter dem Galgen. Auf ihren eigenen Tod musste Aichinger nach eigener Aussage zu lange warten. Die Philosophie ihrer Existenz

schrieb sie in ihre Texte ein. Sie dachte, schrieb und machte es anders als ihre Zunftgenossen, wollte keine Heldin sein – und wurde es auch nicht. Es wurde nie laut um sie, obwohl sie seit 1977 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung war und auf eine Reihe von Auszeichnungen zurückblicken konnte. Man wusste und weiß um ihre Bedeutung, klammert(e) sie aber aus dem literarischen Diskurs seltsamerweise aus.

Ilse Aichinger ist nun in Wien 95jährig gestorben. Sie hinterlässt ein eigensinniges Werk, das keinen Sinn sucht und den nach Verstehen strebenden Interpreten einen Spiegel vorhält, der ihnen zeigt, dass um Erkenntnis und Verstehen immer wieder neu reflexiv gerungen werden muss. Die moderne Gesellschaft muss, frei nach Habermas, ihre Normativität aus sich selber schöpfen. Das geht nur, indem wir uns in kontinuierlicher Selbstreflexion kritisch hinterfragen. Aichingers Texte sind eine Anleitung dazu. Nicht das schlechteste literarische Erbe in eine Gesellschaft hinein, in der der Populismus massiv erstarkt. „Nur keine Spuren hinterlassen“, wiederholte Aichinger das Lebensmotto ihres Mannes in einem Interview. Diesen Gefallen sollte ihr die Nachwelt nicht tun. Bleibt zu wünschen, dass ihr qua Lektüre ihrer zeitlos-brisanten Texte noch lange nachgerufen wird. Mitnehmen können wir von ihr, dass der subtile poetische Zeigefinger umso grundsätzlicher ist. Wir sollten auch dort zu verstehen versuchen, wo wir nicht ganz verstehen können. Wir sollen uns nicht beruhigen!